

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 207 (1934)
Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbrief ehemals und heute.

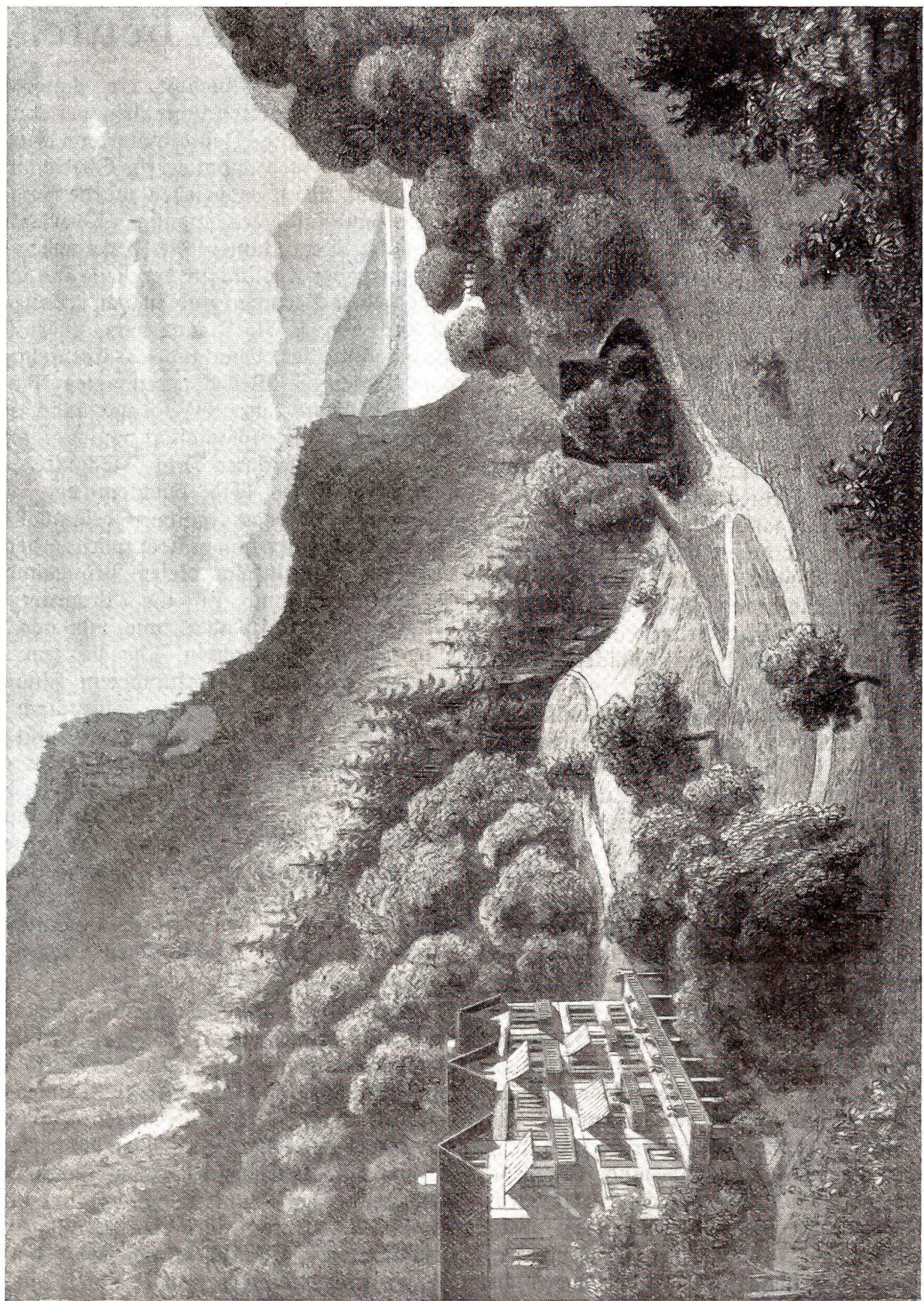
Das Faulhorn.

Nördlich von Grindelwald erhebt sich zwischen dem Tal der Lütschine und dem Brienzersee ein mächtiges Gebirgsmassiv, das nicht wie üblich nach dem höchsten Gipfel, dem Schwarzhorn (2930 m), benannt ist, sondern nach dem leichter zugänglichen und seit langem der wundervollen Aussicht wegen berühmten Faulhorn. Heute ist der einzigartige Höhenweg von der Schynigen Platte hinüber zum Faulhorn und hinunter nach Grindelwald oder der Scheidegg eines der bevorzugten Ausflugsziele für Bergwanderer, die weder klettern noch fahren und doch alle Genüsse einer umfassenden Gipfelaussicht genießen wollen. „Auf keinem so leicht zugänglichen Gipfel der Mittelalpen“, sagt Gottlieb Studer, „genießt man vielleicht ein Gebirgspanorama von solcher Großartigkeit. Man steht da den höchsten Gebilden des Berner Oberlandes gerade gegenüber, und zwar in solcher Nähe, daß sich ihre Formen in ihrer ganzen gigantischen Größe, aber auch in ihren richtigen Verhältnissen entwickeln. Der erhabene Standpunkt, statt der imposanten Erscheinung dieser Altväter des Hochlandes Eintrag zu tun, läßt sie nur noch kolossal auftreten.“ Da bis zu seinem Gipfel nutzbare und schöne Alpweiden hinaufreichen, war dieser herrliche Aussichtspunkt seit langem bekannt. Schon der alte Pfarrer Rebmann erwähnt ihn als erster in seinem lustigen Gespräch zwischen Niesen und Stockhorn im Jahre 1606 mit den Versen „Der Berg Faulhorn, so hoch auffgricht, Das sieben See man darauff sieht“, wobei er die lieblichen Bergaugen in der nächsten Umgebung, den Sägistalsee, den Bachalpsee, den Hagel- und Hexensee nicht einmal mitzuzählen braucht.

Trotzdem erhielt das Faulhorn nur seltenen Besuch, die fremden Gäste Grindelwalds drängte es zu den Gletschern, zu den Naturwundern, auf die alle Reisebücher die Neugierde spannten. Erst im Anfang des letzten Jahrhunderts wurde es für das Reisepublikum entdeckt, zuerst durch den Ingenieur und Topographen Oberst Weiß aus Straßburg, der 1811 das Faulhorn zu Vermessungszwecken bestiegen hatte und, überrascht

von der herrlichen Aussicht, ein Panorama der Berner Alpen veröffentlichte. Ein weiteres Panorama folgte wenige Jahre später von Kunstmaler Stähli, das dem Handatlas für Oberlandreisende von J. R. Wyss beigegeben wurde und damit in die Hand fast jedes damaligen Oberlandpilgers gelangte. Dazu kamen die begeisterten Schilderungen der Aussicht in der Reise ins Oberland vom selben Verfasser und in der „Reise in die Alpen“ von J. N. König, dem unermüdlichen Propagator des Oberlandes. Es folgten ein vom Maler S. Weibel gezeichnetes Panorama und endlich im Jahr 1831 ein vorzügliches Panorama der gesamten Rundsicht von dem geschickten und exakten Zeichner Franz Schmid, das im folgenden Jahre dem Büchlein des Pfarrers Schweizer über das Faulhorn beigefügt wurde. Aber die Besucher kamen noch spärlich, denn viele mochten wohl infolge dieser Propaganda eine Faulhornbesteigung in ihr Programm aufgenommen haben, aber, wie wir aus diesem selben Büchlein erfahren, „da sie zum voraus wußten, daß nach mehrstündigem Hinansteigen keine Herberge, keinerlei Schirmdach gegen Regen, Sturm, Schnee und Frost, nicht einmal ein Bretter- oder Steinbüttchen, sei es auf der Spitze des Berges oder in ihrer Nähe, sie aufnehme“, so verzichteten sie auf die beschwerliche Reise, und „unser Faulhorn war bis heute außer einigen Geognostikern, Geometern, Botanikern und Topographen nur dem Männermute zugänglich, der den Genuss einer unvergleichlichen Aussicht mit allen erforderlichen Opfern zu erkauften vermag.“

Das sollte nun anders kommen, denn gerade dieses Schriftchen von Schweizer entpuppt sich als eine Propagandaschrift für das Wirtshaus auf dem Faulhorn, das im Jahre 1832 vollendet und eröffnet werden sollte. Schon zehn Jahre zuvor, im Herbst 1822, hatte der Wirt vom „Adler“ in Grindelwald, der vorher das Stadthaus in Unterseen geführt hatte, um eine Konzession zum Bau eines Wirtshauses auf dem Faulhorn nachgesucht. Sein Wunsch wurde vom damaligen Regierungsstatthalter, von Sinner, in befür-



Das Hotel Gießbach um 1870.

wortendem Sinne an die Berner Regierung weitergeleitet: „Da einerseits die Schönheit der Aussicht auf dem Faulhorn zu den allervorzüglichsten gehört und anderseits mir auch bekannt ist, daß diese Anhöhe wegen der Entfernung von den nächsten Wirtschaften, die wenigstens vier Stunden beträgt, und wegen dem Mangel an jedem zur Aufnahme dienlichen Gebäude nur von wenigen Fremden besucht werden kann, und übrigens zu hoffen ist, daß die zweckmäßige Einrichtung eines Gebäudes und die Verbesserung der Zugänge dieser Talschaft zu bedeutendem Nutzen gereichen werde.“

Samuel Blatter machte sich an das mühselige Werk und hatte zehn Jahre später sein Haus unter Dach, das sich „als ein Sommerhaus an der Schwelle der Winterwelt und anderseits als die höchste Alpenwohnung in ganz Europa empfiehlt“. Unter diesem Schlagwort nahm nun das Faulhorn den Kampf auf mit dem 1816 erbauten Wirtshaus auf dem Rigi, der bisher das Monopol als Aussichtsberg in Anspruch genommen hatte. Mit Recht wird immer wieder die Nähe des Hochgebirges als der Vorzug des Faulhorns gepriesen. „Während vor der Türe des Sommerhauses der Schweiß deines Angesichtes auf Alpenblümchen tropft, siehst du von irgend einem Schneegebirge Lauinenmassen, die Berg und Tal erzittern machen, herabfallen“, wie dies der Verfasser des Reklameheftes so hübsch formuliert. Der Neubau „besteht aus drei Stockwerken, wovon das oberste einzig dem, die ganze Länge und Breite einnehmenden, und die prachtvolle Fernsicht darbietenden Speise- und Gesellschaftssaale Raum gibt, die beiden untern dann zehn neugetäfelte Zimmerchen zeigen, deren jedes noch im Laufe des gegenwärtigen Jahres mit einem heizbaren Ofen, Matrazbetten, Tischen, Sesseln, Spiegel usw., versehen sein soll“. Schon nach sechs Jahren ging das Wirtshaus an Hans Bohren über, und immer zahlreicher wurden die Besucher und die Gäste des nunmehr zum Hotel gewordenen Gipfelhauses. Und dann folgten sich die guten und die schlechten Jahre in der Kunst des Reisepublikums, es gab sogar eine Zeit, da es als schlecht und teuer im Bäderer verschrien war. Heute ist es ein bevorzugter Ort der Bergwanderer, besonders der bequemeren,

während andere den benachbarten Gipfeln des Wildgerst oder Schwarzhorns den Vorzug geben, nicht nur weil sie mehr Anstrengung erfordern, sondern auch eine noch weitere Aussicht gewähren.

Der Gießbach.

Die steile Nordwand der Faulhornkette wird durch eine tiefe Schlucht aufgerissen, durch die der Gießbach sich seinen Weg in den Brienzersee gebahnt hat. In seine tiefe Waldschlucht verborgen, wußte er sich merkwürdig lange vor den neugierigen Blicken der Reisenden zu verstecken, als der Staubbach und der Reichenbach schon lange vielbewunderte Wasserfälle waren. Vergeblich suchen wir in den alten Reisebeschreibungen nach diesem Naturwunder, das uns heute alle andern Wasserfälle der Natur weit zu übertreffen scheint. „Es vereinigt sich hier alles zu einem herrlichen Gemälde, die Stärke und Schönheit des Stromes, die Mächtigkeit der einzelnen Fälle und ihre mannigfaltigen Gestaltungen, der Wechsel der romantischen Umgebungen, hier tobende Wut und Lebensdrang inmitten einer ernsten bis zur Wildheit sich steigernden Natur, dort unten im blauen See Ruhe, Frieden und Atemut.“ Erst in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts führte der Schiffmann Fischer den Amtsschreiber Studer von Langnau und den Maler Zehender hinauf zu den Fällen, die vom See aus den felsigen Hang hinan mühsam erklimmen werden mußten. Die beiden Alpenfreunde erstaunten über die so nahe liegende und doch bisher unentdeckte Naturszene, und Zehender entwarf davon eine erste Zeichnung, und rasch gewann der Gießbach die Herzen aller Reisenden. Aber noch war er kaum zugänglich, bis im Jahr 1818 der nächste Landbesitzer, Schulmeister Kehrl, mit obrigkeitlicher Unterstützung und angeleitet von Sachkennern einen gangbaren Fußweg bis zur Höhe des zweiten Brückleins anlegte. Dort auf der freundlichen Wiese errichtete er ein Bänklein, von dem man das erhabene Schauspiel der Fälle bequem genießen konnte. Schon drei Jahre später setzte sich der begeisterte Pfarrer von Brienz, Daniel Wyss, für den Gießbach ein, entwarf einen neuen Weg bis hinauf zum obersten Sturze, der auch im folgenden Jahr auf Staatskosten ausgeführt wurde. Nun konnte man bequem

vom Seeufer bis zum obersten Fall hinansteigen und die einzelnen Fälle, die der romantisch veranlagte Pfarrherr mit den vierzehn Namen bernischer Helden benannte, bewundern. Aber kaum war das Werk vollbracht und wurde der Gießbach zur Attraktion, so drohte er zu verschwinden. Hoch oben, über dem obersten Fall, arbeitet sich der Bach durch die Bottenklemme, einen tiefen Felspalt, und dort, wo ihm ein Felskopf den Weg versperrte, wollte er sich im Jahr 1824 in eine Seitenspalte verlieren. Wieder war es der Pfarrer von Brienz, der der Ursache seines Verschwindens nachforschte und durch Vermauerung des Seitenspaltes dem Bach sein altes Bett zurückgewann.

Zur selben Zeit hatte der Schulmeister Kehrli bei der Bank ein kleines Häuschen erstellt, das bald zum vielberühmten Wallfahrtsort wurde. Man genoß dort „bei lieblich-ländlichem Gesange des Vaters Kehrli und seiner Kinder, in trauter Unterhaltung und beim Genusse von Erfrischungen das unvergleichliche Schauspiel, ja man kann das imposante Schauspiel verdreifachen mittels an die geöffneten Fenster gehängter Spiegel, — was sehr anzuraten ist“. In Wort und Bild wurden der Schulmeister Hans Kehrli und seine sangesfreudigen Kinder verherrlicht und selber zur begehrten Sehenswürdigkeit. Er wußte auch als geschickter Oberländer die günstige Situation wohl auszunützen. Im Jahre 1826 erschienen in Bern die „Gießbach-Lieder“, die er offenbar seinen Gästen auch verkaufte.

Der Gießbach ist es wert,
daß man im Lied ihn ehrt,
den Alpensohn.
Voll Kraft und Majestät
manch harten Kampf besteht
auf seiner Lebensbahn
der Alpensohn.

Sein Geschäft blühte, so daß schon im folgenden Jahrzehnt das Häuschen einem bescheidenen Gasthaus weichen konnte. „Um Platz der vormaligen bescheidenen Wohnung des Schulmeisters Kehrli auf der untersten Terrasse des Abhangs steht nun auch um etwas erhöhter, auf einem von Bäumen beschatteten Wiesenplateau, ein neues Gasthaus, wo man angesichts eines der schönsten Fälle den ästhetischen Genuss mit leiblicher Sättigung vereinigen und Kraft schöpfen

kann, um unter dem Donnergetöse des gewaltigen Stromes, oft von dessen weitwallendem Staube benebt, den Wasserfällen nach emporzusteigen und dieses imposante, in stetem Zauber wechselnde Naturspiel in seiner ganzen Fülle und Pracht zu genießen.“

Bei Kehrli hatte man sich mit Milch, Kaffee, Obst und Erdbeeren begnügen müssen; um 1840 aber übernahm ein Württemberger, Karl Mangold, das Haus und löste ein eigentliches Wirtschaftspatent. Der altgewordene Schulmeister schrieb 1844 die Besitzung zum Verkaufe aus, starb aber schon im folgenden Jahre, während der Verkauf erst elf Jahre später erfolgte an die Gebrüder Rappard, die aus der friedlichen sangesfreudigen Schulmeisteridylle der Biedermeierzeit rasch ein vornehmes Etablissement moderner Fremdenindustrie zu machen wußten. Sie führten die Beleuchtung der Gießbachfälle ein, erbauten das erste große Hotel im Oberland an die Stelle des bescheidenen Hauses und wußten durch geschickte Reklame dem Gießbach zu internationalem Ruf zu verhelfen. Umbauten und Neubauten mußten für die wachsende Zahl der Fremden Platz schaffen, die durch das zauberhafte Schauspiel der beleuchteten Wasserfälle angelockt wurden. Für 7000 Franken hatten sie die Besitzung von den Erben Kehrlis gekauft, nach wenigen Jahren konnten sie das neugeschaffene Großunternehmen für 300,000 Franken an die Herren Knechtenhofer, die Inhaber der Dampfschiffe auf beiden Seen, verkaufen. 1870 gingen die Gießbachhotels wiederum um den dreifachen Betrag an Vater Hauser über, der fünf Jahre später ein prachtvolles neues Hotel erbauen ließ, das aber im Jahre 1883 vollständig niederbrannte, um neu und bedeutend größer wieder aufgebaut zu werden.

Um den Zugang zu seinem Hotel zu erleichtern, schritt der Besitzer aus eigener Kraft zum Bau einer Drahtseilbahn, der ersten im Oberland. Im Juli 1879 wurde sie dem Betrieb übergeben und konnte schon im nächsten Jahr 40,000 Personen befördern. Man bestaunte ihre technische Einrichtung, nicht weniger aber den fühenen Wagemut des tatkräftigen Unternehmers. Zu jener Zeit stand der Gießbach unstreitig an erster Stelle im mächtig aufblühenden Fremdenbetrieb des Oberlandes.



Die Gießbachfälle mit dem Rehrlibänklein
nach einem Aquarell von S. Corrodi um 1830

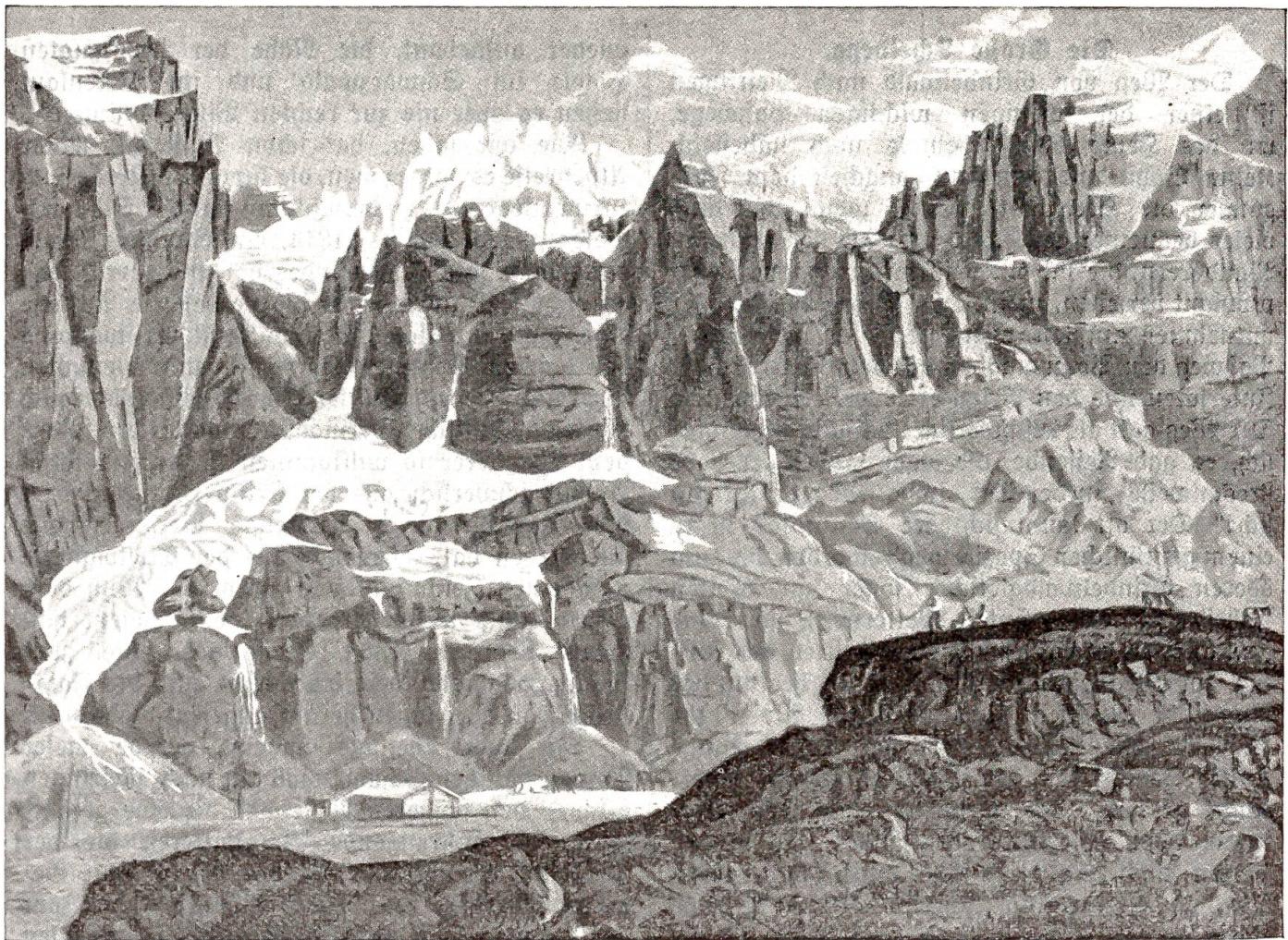
Die Große Scheidegg.

Der Weg von Grindelwald nach Meiringen ist einer der wenigen wichtigen Paßwege, wo das Heute dem Ehemals noch nahesteht. Keine Bahn und kein Auto machen dem Fußgänger die Herrschaft streitig, wenn ihm auch vieles bequemer gemacht wurde als den früheren Wanderern, die sich noch mit ausgiebigem Reiseproviant versehen, meist sogar Führer und Träger mitnehmen mußten, wenn sie diesem berühmten Paßweg den Vorzug gaben vor dem Talweg über Interlaken und den Brienzersee nach Meiringen. Der Weg galt als beschwerlich und nicht ungefährlich, es gab Reisende, die sogar fanden, er habe streckenweise „in der Tat etwas Furchterliches an sich!“ Der oft kaum sichtbare Saumpfad ist zu einem gemütlichen Spazierweg geworden, bis zum oberen Grindelwaldgletscher sogar zur breiten Fahrstraße. Vom Hotel Wetterhorn, wo eine Zeitlang das modernste Verkehrsmittel, der Aufzug, zur Gletschertürme hinaufführte, beginnt der eigentliche Aufstieg über prächtige Alpen zur Paßhöhe auf 2000 Meter, wo früher einige kleine Sennhütten zur Rast einluden. Allerdings geschah „das nirgends ohne Schwierigkeiten, denn der Unrat des Viehs machte den ganzen Platz zu einer Pfütze, durch die der Weg über hohe Steine ging“, schreibt 1781 der reisende Naturforscher Andreae, und noch 1814 zog es J. R. Wyß vor, bis zum Wirtshaus auf der Schwarzwaldalp weiter zu gehen, „welches in einem Stündchen erreichbar ist und zu einem leidlichen Mittagsmahl wenigstens Platz und Geschirr, wenn auch nicht für jedermann's Geschmack die nötigen Vorräte heut“. Der zunehmende Verkehr über den Paß weckte aber bald die Unternehmungslust der Oberländer. Schon 1824 hatte Christen Burgener von Grindelwald um eine Konzession zum Bau eines Wirtshauses auf der Scheidegg Höhe nachgesucht, war aber kurzweg abgewiesen worden. Vier Jahre später versuchte er es noch einmal, mit dem Erfolg, daß er eine Sennhütte erstellen durfte ohne heizbare Zimmer und nur mit dem Angebot von Milchspeisen. Erst zehn Jahre später erhielt Hans Bohren die Erlaubnis, richtig zu wirten und Gäste zu beherbergen, aber 1849 brannte das noch recht primitive Wirtshaus nieder. Es wurde bald

wieder aufgebaut, die Nähe der bevorzugten Hotels im Schwarzwald und im Rosenlau ließen es aber nie zur rechten Blüte kommen.

Wie wir sahen, hat schon Wyß auf seiner Alpenreise es vorgezogen, die kurze Wegstrecke noch zurückzulegen bis zu den Hütten auf der Schwarzwaldalp, wo damals, 1814, ein Gasthaus stand, das jedoch „etwas Alpelndes hat und verrät, daß es nicht viel anderes als die verbesserte Auflage einer gastfreundlichen Sennhütte ist, die, während des ganzen Sommers bewohnt, zum wenigsten Brot und Wein, mitunter etwas Fleisch oder auch Kaffee aufzutischen vermag, und an diesem Platze dem Wanderer so willkommen ist, daß er ihren Anblick schwerlich aus der Erinnerung verliert.“ Wie damals dieses heimelige Bergwirtshaus ausgesehen hat, sehen wir aus der Titelvignette nach einer Zeichnung von Lorn, die Wyß dem ersten Band seiner Alpenreise vorangestellt hat. Heute steht an seiner Stelle das Hotel zum Schwarzwaldgletscher, bis wohin auch die Fahrstraße von Meiringen herauf angelegt worden ist.

Das war ehemals anders, gerade dieser Abstieg von der Schwarzwaldalp nach Meiringen erschien den früheren Reisenden als eine gefährliche und anstrengende Bergfletterei, die der Professor Müller, der Bruder des großen Geschichtsschreibers, auf seiner Alpenreise im Jahr 1789, wie er beschämt gesteht, teilweise auf allen Vieren zurücklegte. Und fünf Jahre vorher schildert der Deutsche Storr den Weg dem Reichenbach entlang mit den Worten: „Eine schroffliche Wildnis führt auf einer dunklen und mühsamen Straße an dem tiefen Abgrunde seines zerrissenen Bettens hin, wo er zwischen den Opfern seiner Wut, zerbrochenen Felsen, entwurzelten und verstümmelten Tannen mit einem Ungeheuer niederausst, das nur sein letzter Sturz übertrifft.“ Aber auch bei diesen schwierigen Wegverhältnissen fanden sich alle reichlich belohnt durch die wundervollen wechselnden Bilder, die sich dem Auge boten und die heute noch wie vor hundert Jahren das empfängliche Auge entzünden. Nicht weit von der Schwarzwaldalp liegt die Säge, die, besonders romantisch gelegen, den bevorzugten Ort abgab für die Aussicht auf Well- und Wetterhorn, die von den Landschaftsmalern immer wieder in zierlichen Blättern



Schwarzwaldalp und Schwarzwaldgletscher, nach J. P. Lamy, um 1820.

festgehalten wurde. Der Schwarzwaldgletscher, der sich zwischen den beiden Gipfeln herabsenkt, erweckte von jeher die Aufmerksamkeit der Reisenden, da er „sehr hoch zwischen den Gipfeln der Berge hängt und nicht ins Tal hinuntersteigt. Er ist aus schönen, weißglänzenden und großen Eistürmen zusammengehäuft, steil abhangend und in seiner Lage einer der höchsten“. Gottlieb Sigmund Gruner widmet ihm in seiner Beschreibung der helvetischen Eisgebirge besondere Aufmerksamkeit. Er hatte auch das Glück, auf seiner Reise 1756 dort eine prächtige Staublawine zu sehen, „einer der fürchterlichsten aber zugleich einer der schönsten Auftritten, die ich die Natur je machen gesehen. Ich hörte einsmals ein grausames Krachen und Knallen in der Luft,

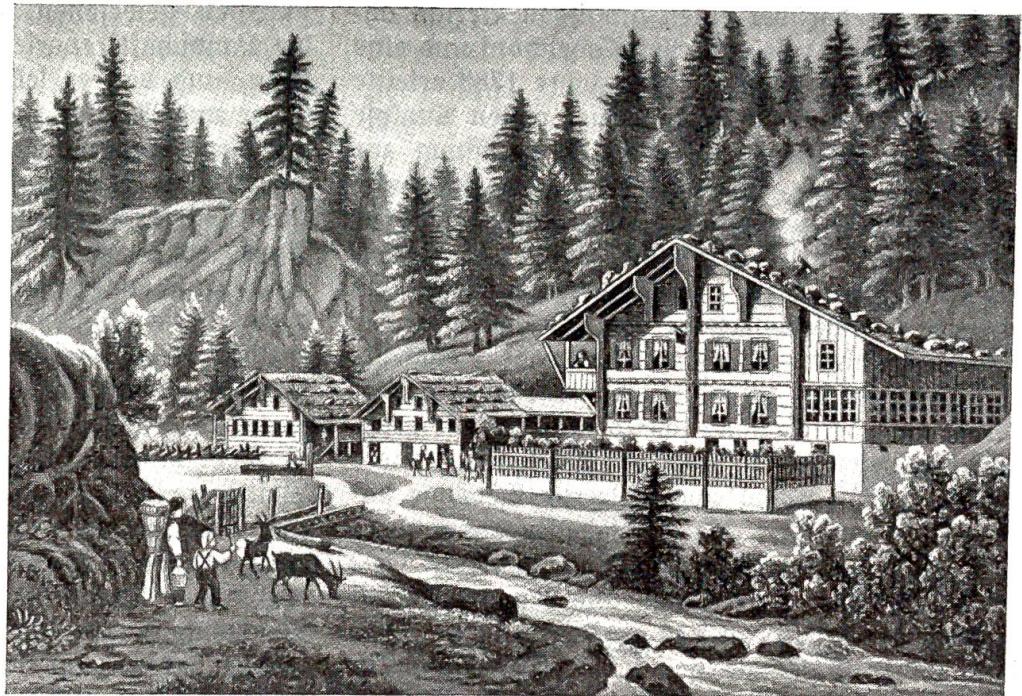
wie das Brühlen des heftigsten Donners. Ich wäre um so viel mehr in der Verwunderung, als dieses an einem der schönsten Sonnertagen geschahe, da nicht ein Wölklein an dem Himmel zu sehen ware. Ich hielte es auch, da dieses einige Augenblicke fortdauerte und die Berge dieses Knallen mit vervielfältigtem Widerhalle zurück schickten, in der Tat für das wiederholte Krachen eines heftigen Donners. Indem ich erstaunt herum sahe, erblickte ich endlich auf dem höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Wetterhorns Läste von Schnee sich losreißen und über die steile Wand des ersten Stocks dieses Berges hinunter rutschen, und in gleichem Augenblicke teils daselbst wie in einem Rauch verstieben, teils aber in einem Guf wie ein eilfertiger Strom auf

einen andern an der Mitte des Fellsens hervorragenden Absatz stürzen, und daselbst gleichfalls zum teil in eine Stäube zerfahren, zum teil aber in einem ungeheuren Raft bis an den Fuß des Berges mit der heftigsten Gewalt niederfallen, und eben so in den feinsten Staub mit solcher Gewalt zerstieben, daß sowohl der Staub als die einmalige Erschütterung der Luft mir und meinen Gefährten, da wir uns doch bei einer Viertelstunde seitwärts von dem Fuße des Berges entfernt befanden, sehr empfindlich wäre. Diesen prächtigen Auftritt sahe ich indessen

durch oben von neuem nach und nach losgerissene Schneeläste mit stets wiederholtem Knallen viele Minuten lang fortdauern." Entschieden ist die Beschreibung naturgetreuer als das Bild, das der Zeichner Grimm, sein Begleiter, davon anfertigte und, von Zingg gestochen, dem Buch beifügte.

Rosenlaui.

Den Höhepunkt der Wanderung über die Große Scheidegg bildete von jeher die Gegend von Rosenlaui mit dem wundervollen Gletscherabsturz in die tiefgrünen Wälder. Schon Gruner erkannte ihn richtig als einen Ausfluß des mächtigen Firngebietes hinter den Wetterhörnern, das sich bis zu den Alaregletschern hinzieht. Man begnügte sich aber meistens, ihn von weitem zu bewundern, da er von dem gewöhnlichen Wege aus fast nicht zugänglich war und „da die Alpengebirge, an deren Fuß man hinzog, den lieblichen Talgrund so ganz verhüllen, daß man in der schauerlichsten Wildnis kein Paradieschen suchen würde“. Es war eine hübsche grüne Wiese mit Hütten besetzt, erzählt Müller 1789, „im Loch unten am Reichenbach in schwarzem Tannwald verborgen das neuerrichtete Bad, und oben vom



Die Bäder von Rosenlaui nach R. Dickenmann, um 1830.

Scheitel der Berge der sehr schöne Gletscher, der wie ein ungeheurer Teppich von Silberstoff herabhangt. Eine sanfte, schreckliche, lachende, drohende, ungeheure Szene! Die entgegen gesetztesten Dinge waren hier auf einer kleinen Grundfläche vereinigt. Hätte noch eine Gemse auf einem wohlbeleuchteten Gipfel unser Auge beglückt, so wären alle unsere Wünsche befriedigt gewesen.“ Und weiter sagt er: „Seit einem Jahr soll man angefangen haben, ein Bad in dem Schlund zu bauen, und es soll recht gut angelegt, doch noch nicht ganz vollendet sein.“ Und etwas maliziös fährt er fort: „Es ist ein Mineralwasser von großer Kraft. Diese kann ihm allenfalls ein beredter Doktor geben, wenn es sie nicht hat — und ein guter Wirt. Diese haben schon manches Brunnenwasser verwandelt.“ Und doch hatte die Kenntnis von dem Gesundbrunnen gleich mit einer Wunderkur begonnen, die der Entdecker, Andreas von Bergen auf dem Sand in Oberhasle, im Sommer 1771 mit seiner frischen Frau angestellt hatte. Als geschäftstüchtige Oberländer „kaufsten dann Andreas und sein Schwiegervater die ganze Rosenlaualp und ließen das Wasser durch einen Bernerschen Chemiker unter-

suchen, der darüber einen günstigen Bericht abstattete, worauf sie eine Art Badeschopf und eine Behausung errichteten". Im Jahre 1788 erteilte der Sanitätsrat auf Grund einer neuen Analyse durch Apotheker Höpfner die Bewilligung zur Errichtung einer Badewirtschaft trotz Einsprache der Konkurrenz. Dieser Neubau, von dem der oben angeführte Professor Müller berichtet, mußte aber bereits im nächsten Jahrzehnt erneuert und verbessert werden. Er hatte nur in einer Sennhütte bestanden, das nahe Badehaus in einer leicht zusammengefallenen Baracke. Aber auch der Neubau scheint nicht gerade großartig gewesen zu sein nach dem Urteil des Dichters Wyß. „Man findet zwei hölzerne Gebäude derselbst, deren eines als Wirtshaus, das andere zum Baden eingerichtet ist. In den Jahren 1793 und 1794 ward diese Anlage nach langem Verfall wieder hergestellt, aber in großer Aufnahme kann sie schwerlich jemals gelangen. Der Raum in einer schattigen und engen Felsen schlucht, zwischen trübseliger Waldung, an dem ewig tosenden Reichenbache, fern von allen Bequemlichkeiten des Lebens, ist nicht geeignet, hier auch nur ein Weißenburg, geschweige denn ein Schinznach oder Baden entstehen zu lassen. Höchstens die Landleute der Gegend machen hier wohlfeile Kuren gegen Gliedersucht und offene Schäden.“ Wyß unternahm im Sommer 1816 auch den Versuch, in die Weißbachschlucht vorzudringen, „und ein schöner Wasserfall des Weißbachs, der aus dem Gletscher entsprungen sich zweiteilig über eine Felsenstufe wirft, lohnte mir den ersten Versuch zur Genüge. Aber der ewige Wirrwarr von Steintrümmern und gesunkenen Baumstämmen, die jeden Augenblick meine Schritte hemmten und oft mich zu Umwegen nötigten, verleidete mir endlich das weitere Empordringen ganz.“ Wenige Jahre später tönt es schon ganz anders. Der neue Wirt, Herr Amtsweibel Byseth zu Meiringen, sorgte nicht nur für den Badeort, sondern gleichzeitig für die nötige Propaganda durch den damaligen Pfarrer von Guttannen, J. J. Schweizer, den er zur Besichtigung des neuen Kurhauses und der in einen eigentlichen Gasthof auch für Durchreisende eingerichteten Badewirtschaft einlud und ihn versicherte, „daß die durch Bergfälle, Lawinen und Waldwasser abge-

schroffen gewesenen, gefährlichen Pfade durch die Landschaft repariert und festgemacht worden seien, und daß er selbst auf seinem Gute neue Wege und Brücken habe anlegen lassen, die nun von oben und unten ganz bequem zum Badehaus, ja selbst bis zum Fuße des Gletschers führen.“ Der Pfarrherr konnte seinen Besuch sogar zu Pferd ausführen und veröffentlichte 1825 in der Stämpfischen Druckerei in Bern ein Schriftchen, dem allerlei Wissenswertes über Rosenlau zu entnehmen ist. Es ist eine der frühesten bestellten Propagandaschriften. „Neben der alten immer noch sehr bequemen und sechs Zimmer haltenden Gastwohnung wird, noch ehe der Druck dieser Blätter vollendet sein kann, auf einer lieblichen und die schönste Aussicht gewährenden Stätte ein ganz neues Badegasthaus die Ankommlinge empfangen, das vierzehn besondere und nach Bedürfnis sauber meublierte Zimmerchen enthält, indes im Speisesaal ein Kamin und auch heizbare Öfen bereitet werden. Das Badehaus selbst, ganz in der nächsten Nähe, wird ebenfalls repariert, erweitert, jeder erkältenden Luft unzugänglich gemacht, und statt der bisherigen vier, werden jetzt acht bequeme und geräumige Badebehälter errichtet.“ Die Anstrengungen des neuen Besitzers hatten Erfolg, das Bad nahm einen raschen Aufstieg und wird schon 1830 unter die ersten Gasthäuser im Oberland eingereiht.

Der Reichenbachfall.

Der Weg von Rosenlau nach Meiringen, den man heute auf bequemer Fahrstraße zurücklegen kann, war früher ein gefürchtetes Stück, und erleichtert atmeten die Wanderer auf, wenn sie vom letzten Felskopf, dem Zwirgi, den freien Blick auf das liebliche Haslital vor sich sahen. Und dann stand man vor dem Wunder des Reichenbachs mit seinen gewaltigen Fällen, zu allen Zeiten als eine der Hauptsehenswürdigkeiten des Oberlandes berühmt. Das Entzücken der romantischen Maler, die immer wieder neue Aspekte von diesem Wassersturz anfertigten. Die zarter besaiteten Gemüter der Wertherzeit erschauerten vor diesem Sturz, „der mit bestäubendem Getöse, nicht wie der majestätische Rhein in ein freies, von allen Seiten geschnürtes Becken, sondern in einen abgelegenen, zwischen

Greueln der häßlichsten Verwüstung begrabenen Schlund hinabwirbelt. Der gräßliche Sturz dieses Baches schien mir eher die schauervolle Kraft eines Verzweifelten zu malen, der sich unter Flüchen zerschmettert, als das Bild eines im Siege sich aufopfernden Helden.“ (Storr.) Schon 1681 stand am Fuß des letzten Falles bei Willigen ein Bad, das 1835 in einen Gasthof, das heutige Hotel Reichenbach, umgewandelt wurde. Ein Basellandschäftler, Heinrich Bürgi, hatte 1834 das alte Willigerbad gekauft und in einen modernen Gasthof umgebaut, der sich bald eines großen Rufes erfreute. Im Jahr 1842 konnte er neben dem alten Holzhaus einen Neubau erstellen mit warmen und kalten Bädern und einer Wasserheilanstalt. Aber schon 1846 wurde das Reichenbachbad ein Raub der Flammen. Es erstand neu aus den Trümmern und wußte sich seinen alten Ruf zu wahren, aber auch das neue Haus verbrannte im Jahre 1901 wieder. Der oberste Fall, weitaus der imposanteste, war nur sehr schwer zugänglich, daher bildete sich 1896 in Meiringen eine Altiengesellschaft zum Bau einer Drahtseilbahn bis zu ihm hinauf. 1899 konnte sie eröffnet werden, da aber die Erstellung der Bahn zu großen Kosten verursacht hatte, kam sie trotz großer Frequenz vier Jahre später in Konkurs. Der reduzierte Preis, zu dem sie übernommen wurde, machte sie wieder lebensfähig. Durch bessere Weganlagen und durch bengalische Beleuchtung wurde den Fällen der alte Ruf und ihre Anziehungskraft erhalten, wenn auch nicht ihre ehemalige Monopolstellung.

Der Schatz in der Kiste.

In Sizilien lebte vor mehr als zweihundert Jahren ein blinder Mann, der sich durch einen hervorragenden Verstand auszeichnete.

Der Blinde hatte ein kleines Vermögen und wollte dieses, der unsicheren Zeiten halber, in seinem Garten vergraben. Dies tat er auch eines Nachts.

Sein Nachbar aber, ein Bäckermeister, beobachtete ihn bei dieser Beschäftigung, und kaum war der Schatzgräber im Hause verschwunden, als auch schon der Lauscher in den Garten schllich und den Schatz raubte.

Nun, eines Tages hatte der Blinde das Bedürfnis, nach seinem Gelde zu sehen, und grub nach. Was er fand, war natürlich nur eine leere Kiste.

Auf diese Kiste setzte er sich und überlegte. Und dabei kam ihm der Gedanke, daß niemand anderes als der Bäckermeister das Geld gestohlen haben könne.

Der Blinde schaufelte das Erdloch wieder zu und ging zu seinem Nachbarn, dem Bäckermeister.

„Ich will Euch um einen Rat fragen, Meister,“ sagte er.

„Oh, so fragt mich!“

„Ich besitze tausend Taler.“

„Ach Ihr Glücklicher!“

„Und die tausend Taler habe ich in meinem Garten vergraben.“

„Recht habt Ihr daran getan“, sagte der Bäckermeister.

„Nun aber ist mir der Gedanke gekommen, daß man mir die tausend Taler stehlen könnte.“

„Ach was!“

„Meint Ihr? Hm, die Sache ist nämlich die: Ich habe noch weitere tausend Taler, und nun frage ich mich, ob ich die an derselben Stelle vergraben soll.“

„Aber natürlich! Tut das nur!“

Der Blinde ging fort. Noch in derselben Nacht kam der Bäckermeister und bugsierte die gestohlene Summe wieder in die Kiste, freilich nur, um sie bei späterer Gelegenheit vermehrt wieder davontragen zu können.

Der Blinde aber belauschte ihn dabei, und kaum war der Bäcker verschwunden, als er auch schon die tausend Taler in Sicherheit brachte.

Von da ab kam der Bäckermeister jede Nacht, aber die Kiste blieb leer.

So hatte der Besitzer sein Geld auf schlaue Weise zurückbekommen und bewiesen, daß zuweilen ein Blinder mehr sieht als ein Sehender.

Erfinderfreuden.

„Was macht Ihr Mann?“ — „Der beschäftigt sich fortwährend mit landwirtschaftlichen Erfindungen; augenblicklich hat er wieder künstlichen Dünger im Kopf!“